



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 8. Wittenberg : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

8. Wittenberg

(Schluß)



uthers Wohnhaus ist bekanntlich das 1502 von Staupitz in spätgotischem Stil erbaute Schlafhaus (dormitorium) des Augustinerklosters, das der Kurfürst bei der Auflösung des Klosters Luther überließ, später (1532) ihm förmlich schenkte, und das durch allerhand Umbauten in ein großes Familienhaus umgewandelt wurde, worin Luther zugleich auch seine Kollegien las. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre dieses denkwürdige Haus vom Erdboden vertilgt worden, denn nachdem es 1813 als französisches Lazarett gedient hatte, überließ man es dem von Jahr zu Jahr fortschreitenden Verfall, bis endlich Friedrich Wilhelm IV., durch den Minister Eichhorn von dem traurigen Zustande des Hauses unterrichtet, 1844 die Wiederherstellung befohl. Sie geschah nach den Plänen Stülers in verschiedenen Abschnitten bis 1883. Setzt nähert man sich dem stattlichen Hause durch den mit Gartenanlagen geschmückten Hof des Augusteums, das seinen Namen vom Kurfürsten August führt und mit der Front in der Kollegienstraße steht.

Der erste Eindruck, den man von Luthers Behausung erhält, ist der großer Ruhe und Abgeschlossenheit: hinter dem Hause und seinem Garten erhob sich einst die Stadtmauer und der Wall, davor war ein großer mit Bäumen bepflanzter Platz — nirgends ein störender Nachbar, das Ganze ein klassischer Wohnsitz für einen, der mit sich selbst zu Rate gehn, innere Kämpfe durchmachen muß. Das Gebäude selbst betritt man durch ein 1540 von Luthers Hausfrau gestiftetes schönes Portal mit der für die Lage des Hauses und seinen Ansassen gleich gut passenden Inschrift: *In silentio et spe erit fortitudo mea*. Das eigentliche Heiligtum des Hauses sind die drei Hauptzimmer des ersten Stockes: erstens Luthers Wohn- und Familienzimmer, die sogenannte Lutherstube, zweitens die daneben liegende Schlafkammer und drittens die nach dem Garten zu liegende Studierstube, in der er seine größten Stunden erlebt hat, „daraus ich den Papst gestürmet,“ wo er aber auch den Kummer der Enttäuschung und die Qualen der Anfechtung und des Zweifels getragen hat. Von diesen drei Räumen ist nur der erste, die Lutherstube, in ihrer ursprünglichen Einrichtung erhalten. Noch sind an der Holzdecke die bunten Blumen und die heitern Engelsköpfe erkennbar, die auch in Luthers großes Dasein hineinleuchteten, noch stehn der große pyramidenförmige Kachelofen und der schwere Familientisch an seiner Stelle, und vor allem erquickt uns der doppelte mit Holzwerk umgebene Sitz am großen und tiefen Fenster, aus dem er mit seiner Hausfrau den im Hofe spielenden Kindern zuschaute.

Immerhin hat man den Eindruck, das Werk der Erhaltung sei hier viel zu spät begonnen worden, als daß wir einen lebendigen Begriff von der Häuslichkeit des großen Reformators bekommen könnten. Man wird sogar an dieser Stätte daran erinnert, daß das Bild des größten Deutschen jahr-

hundertlang in den Herzen seiner eignen Landsleute verdunkelt war — und man schämt sich dessen, daß dies möglich gewesen ist. Trotzdem sind mir die dürftigen echten Trümmer der Lutherstube unendlich wertvoller als die ganze übrige „Lutherhalle,“ die die andern Zimmer des ersten Stockwerks und die Aula umschließt. Gewiß ist diese ganze Schöpfung aus der edelsten Absicht und dem löblichsten Willen hervorgegangen, aber von der „stilvollen Renovierung,“ die diesem Werke nachgerühmt wird, und von der Zurückhaltung, die der Geist der Vergangenheit dem Künstler auferlegen soll, habe ich nichts gefunden. Das Ganze atmet die Flachheit und Plattheit der mittlern Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts. Ich hätte gewünscht, daß zum mindesten das Schlafzimmer und das Studierzimmer Luthers, wozumöglich auch sein Hörsaal in einer an die ursprüngliche Bestimmung dieser Räume erinnernden Weise wiederhergestellt worden wären; das Sammelsurium von Bildern, Büchern und andern Erinnerungen aus Luthers Zeit, das jetzt dort an den Wänden und in Glaskästen untergebracht ist, ist hier schlechterdings nicht am Plage, sondern gehört in ein Wittenberger Luther- oder Altertumsmuseum.

Statt mich durch die Mannigfaltigkeit dieser an sich gewiß sehenswerten Dinge zerstreuen zu lassen, wäre ich gern in den hinter dem Hause nach dem Wall- und Stadtgraben zu liegenden Garten hinabgestiegen, wo Luther nach des Tages Last und Mühe mit den Amseln und Finken Zwiesprache hielt oder die Seinen unter dem Wunder des knospenden Birnbaums versammelte. Aber dieser war mir leider nicht zugänglich, obwohl ich meine Führerin dringend bat, ihn besuchen zu dürfen. Ich mußte bei der Zurückweisung, die ich dabei erfuhr, der barschen Worte gedenken, mit denen der Küster der Pfarrkirche uns hinderte, das berühmte Altarbild, eins der vorzüglichsten Werke Cranachs, zu betrachten, „damit nicht der Teppich beschmutzt werde.“ Meiner Ansicht nach hat das deutsche Volk ein Recht darauf, daß ihm der Zutritt zu den Stätten, an denen Luther gelebt und gewirkt hat, in jeder Weise erleichtert werde. Auch würde sich das Kuratorium der Lutherhalle großen Dank verdienen, wenn es erstens den Hausgarten Luthers zugänglich machen und möglichst so herrichten lassen wollte, wie er zu Luthers Zeit beschaffen war, und wenn es zweitens die Unterbringung der Sammlungen der Lutherhalle an einem andern Ort ins Auge fassen und die dadurch frei werdenden Zimmer im Sinne ihrer ehemaligen Verwendung herrichten und ausstatten wollte.

Wo man aber im Lutherhause auch gehn und stehn mag, überall wird neben dem großen Gottesmann auch das Bild seines Weibes in unsrer Vorstellung lebendig: der Katharina von Bora. Ich habe im Jubiläumsjahre ihrer Geburt ein Lebensbild von ihr in den Grenzboten — 1899, III, S. 164 bis 176 — veröffentlicht, und im Jahre darauf (1900) erschien über sie das treffliche Buch von Thoma — deshalb gehe ich hier nicht auf diesen interessanten Stoff ein. Aber ich sehe mit Unmut, wie das Andenken an diese edle Frau von ultramontaner Seite immer wieder mit Schmutz beworfen wird; über ihr Verhältnis zu Luther urteilen aber auch manche protestantischen Geschichtsschreiber mit auffallender Kühle. Wer, wie z. B. Kolde, geneigt ist, ihren Einfluß auf Luthers Entwicklung gering anzuschlagen, der sollte doch bedenken, daß die menschliche Gesellschaft zur Hälfte aus Frauen besteht, und daß demnach ein Junggefelle nimmermehr der Reformator des christlichen Familienlebens werden konnte. Erst durch seine Frau hat Luther die Natur des Weibes entdeckt, erst durch die Ehe hat er auch von dem Wesen und dem Wert des Kindes eine tiefere und richtigere Vorstellung erhalten; hier liegen die Wurzeln seiner gesunden Pädagogik und Schulpolitik. Endlich ist auch all der Segen, den das evangelische Pfarrhaus als Vorbild guter Sitte,

geläuterten Geschmacks, einsichtsvoller Wirtschaftlichkeit und edler Gastlichkeit und Geselligkeit dem deutschen Volke gespendet hat, von den schlichten Räumen des Lutherschen Familienhauses ausgegangen.

Der nächste Nachbar unter den Freunden Luthers war Melanchthon. Sein Haus liegt auf derselben Seite der Kollegienstraße fünf Häuser weiter nach dem Markte zu. Luther konnte, ohne die Straße zu betreten, aus seinem Garten mittels einer Pforte und eines am Wallgraben hinlaufenden Weges in Melanchthons Garten gelangen. Dort stehn noch an schattigem Ort der Steinisch, an dem Luther und Melanchthon oft disputiert haben sollen; nahe dabei, an die Stadtmauer gelehnt, stehn die Reste eines Hörsaales, wo Melanchthon an die Stadtmauer gelehnt, stehn die Reste eines Hörsaales, wo Melanchthon seine Collegia gelesen hat. Das Haus Melanchthons, das Friedrich Wilhelm IV. 1846 angekauft und zur Amtswohnung des zweiten Lehrers der Lutherschule bestimmt hat, ist dreistöckig und drei Fenster breit. Neben der Hausthür liegt eine breite überbaute Einfahrt, sodasß im ersten Obergeschoß noch ein viertes Fenster zur Front hinzukommt. Haus und Garten machen einen bei weitem ursprünglicheren Eindruck als das Lutherhaus: im Melanchthonhaus glaubt man wirklich die Luft des sechzehnten Jahrhunderts zu atmen, nicht die einer „stilgerechten Renovierung,“ hier ist alles echt — sogar die Wappen und die Namenszüge der Kostgänger Melanchthons, die sich nach Bubenart inschriftlich in Stein und Holz verewigt haben, und uns stört keine Bildersammlung, keine museumsartige Anhäufung von Denkwürdigkeiten, wenn wir uns in die wohl-erhaltne, schön getäfelte Studierstube den Mann wieder hineindenken, dessen „Daseinsgehäuse“ sie einst war.

Philipp Melanchthon (geboren am 16. Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz), der Nefte Reuchlins, eins der frühreifen Wunderkinder, kam nach Wittenberg in seltsamer Zeit. Die schier unendlich scheinende Geduld des deutschen Michels, der jahrhundertlang in Annaten und Spolien, in Ballien- und Ablassgeldern dem römischen Papste gefrondet hatte, war doch einmal in die Brüche gegangen, und während in Rom die siegesgewisse Pracht der Marmorsäulen von Sankt Peter emporstieg, erschauerte die germanische Welt vor der dröhnenden Stimme des schlichten Augustiners, der seit dem 31. Oktober 1517 seinen Protest gegen den Schacher mit der Gnade Gottes in alle Lande hinausrief. Es war ein Klang, der sich aus dem Sachsenlande fortpflanzte über alle deutschen Gaue wie das Dröhnen der Sturmglöcke, und der auch vor den Stufen Sankt Peters nicht Halt machte. Derselbe Mann, der solchen Sturm entfesselt hatte, saß vier Tage nach Melanchthons Ankunft in Wittenberg zu den Füßen des jungen Schwaben und lauschte seiner Antrittsvorlesung „Über die Verbesserung der Jugenderziehung,“ mit der der künftige praeceptor Germaniae sofort Zweck und Ziel seines Wirkens zu bezeichnen wünschte.

Nicht ohne Bedenken sah Luther das noch halb Knabenhafte „Männlein“ das Katheder besteigen. Denn Melanchthon war damals erst einundzwanzig Jahre alt, nur von mittlerer Größe und schwächlicher Statur, mit etwas langem Halse und schmalen Schultern. Das blasse Gesicht zeigte die Spuren unausgesetzter geistiger Anspannung; aber die Stirn war mächtig gewölbt, die Nase scharf gebogen, der Mund fein geformt, und vor allem verriet es das geistvolle Feuer der großen blauen Augen, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Sterblichen zu thun habe. Als ihm nun Luther tief in die herrlichen Augen schaute und dabei hörte, wie er mit warmer Begeisterung den Wert einer gründlichen philologischen und philosophischen Bildung der barbarischen Roheit der damaligen Geistlichen gegenüberstellte und schließlich die Jugend ermahnte, in allem Studium auf die Quellen zurückzugehen, also auch Christi Lehre aus dem griechischen Urtexte der Paulinischen Briefe kennen zu lernen, da öffnete sich ihm das Herz des vierzehn Jahre ältern Dr. Martinus, und so wurde gleich in

den ersten Wochen des Wittenberger Aufenthaltes zwischen ihm und Melanchthon eine Freundschaft geschlossen, die beständig blieb bis in den Tod.

Luther scheute sich nicht, in aller Form der Schüler des jüngern Freundes zu werden: er war sein eifrigster Hörer und füllte nun die Lücken seines Wissens aus, die ihm bei seiner theologischen Bildung alten Stils notwendigerweise anhafteten, namentlich lernte er von Melanchthon Griechisch und Hebräisch und erlangte somit die Kenntnisse, die ihn nachmals zu seinem großen christlichen und nationalen Werke der deutschen Bibelübersetzung befähigten. So wurde Melanchthon das Werkzeug, durch das der große deutsche Gottesmann Luther die Errungenschaften des neuen, auf das Studium des Altertums gegründeten Geisteslebens in sich aufnahm, und seine lautere und bescheidne Natur hat sich niemals geweigert, dies offen zu bekennen: „Ich schäme mich nicht — sagte er später in dem Rückblick auf die gemeinsame Arbeit der Bibelverdeutschung — von meiner Auffassung zu weichen, wo es der Geist und das Wissen dieses Grammatikers verlangt. Ich thue es oft und täglich wegen des herrlichen Geschenkes, was Gott in dieses zerbrechliche Gefäß gegossen hat. In Philippus verehere ich ein Werkzeug meines Gottes. Was ich verstehe von den freien Künsten und von wahrer Weisheit verdanke ich meinem Philippus.“

Aber Luther war bei diesem Freundschaftsbunde nicht bloß der Empfangende, sondern auch der Gebende, und zwar in noch höhern Sinne als Magister Philippus. Melanchthons Art war nicht starkwillig, sondern zaghaft und weich, nicht tapfer im Angriff, sondern treu im Beharren, sein Empfinden war ruhig und maßvoll, jedem leidenschaftlichen Ergüsse abgeneigt: gerade deswegen war er nicht geschickt, die belebende und treibende Kraft der reformatorischen Bewegung zu werden. Dazu bedurfte es des glaubensstarken, stürmischen Luthers, in dem der alte furor teutonicus, die altdeutsche Kampfeswut, in einer neuen Form auferstand, dessen heiliger Zorn die Gewissen erschütterte, und der durch die elementare Wucht seines Willens ganze Schichten des Volkes mit sich fortzureißen vermochte. Bewundernd sah deswegen Melanchthon an dem von Charakter und Kraft stärkern Freunde empor, er stand neben ihm wie die der knorrichen Eiche verschwisterte sanftere Linde. Von Luther empfängt er oft die Richtung des Willens und den Mut zu handeln, und wenn er, des Waffenschmieds Sohn, dem Bergmannssohne die blanken Waffen darreicht, die sein heller und durchdringender Verstand zu schmieden weiß, so hat doch der Bergmannssohn erst das köstliche Metall dazu aus den Tiefen geholt, und er verstand es, die fertige Waffe mutvoll zu führen. Ganz richtig hat Luther selbst in einem Gleichnis sein Verhältnis zu dem jüngern Freunde gezeichnet: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind; ich muß die Klöße und Stämme ausreuten und bin der große Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber M. Philippus fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich.“

Luther und Melanchthon, ein köstliches Bild, ein so wunderbar ergreifendes Doppelwesen, wie es nur selten in der Welt und aller Zeit vorkommt, und deshalb auch in Erz und Stein, mit dem Pinsel des Malers und dem Griffel des Kupferstechers so oft dargestellt, und doch bei der tiefgehenden Verschiedenheit beider Naturen eine so auffallende Gemeinschaft, daß wir in ihr, statt sie menschlich zu erklären, ein offenbares Wunder der Vorsehung, ihr auserwähltes Rüstzeug zur Ausbreitung des Evangeliums erkennen müssen.

Aber nicht nur die evangelische Kirche hat aus dem Freundesbunde Luthers und Melanchthons Nutzen gezogen, sondern aus ihrer Gemeinschaft erwuchs auch das neue Wittenberger Bildungs- und Erziehungsfundament.

Es ist vor allem das Verdienst Melanchthons, daß er die innere Verwandtschaft des griechischen Schönheits- und Menschlichkeitsideals, der *καλοκάγαθία*, und der Sittenlehre des Christentums erkannte und beides verband; Luther hat dann den lebendigen Glauben hinzugefügt, und so entstand der bis heute segensvoll wirkende Bund zwischen Humanismus und Christentum, zwischen Schule und Kirche. Melanchthons Pädagogik geht aber keineswegs nur auf die Aneignung der Form der klassischen Sprachen hinaus, sondern weit mehr auf den Inhalt der antiken Litteratur, den er mit der Gegenwart in lebendige Wechselbeziehung zu bringen wußte: um das *genus grande, mediocre* und *humile* der lateinischen Eloquenz anschaulich zu machen, verweist er auf den Kunststil eines Dürer, Lukas Kranach und Mathias Birnbaum; neben den alten Klassikern weist er auch der Mathematik, der Physik und der Geschichte ihren Platz im Unterricht an. Er selbst hat Traktate über die zeitgenössische Geschichte verfaßt und auch schon angefangen, die deutsche Vergangenheit nach ihrer weltlichen Seite zu würdigen. Namentlich die *Germania* des Tacitus erschien ihm als eine wichtige Quelle der Erkenntnis, und das schönste Zeugnis seines nationalen Empfindens ist wohl das lateinische Gedicht, das er dem jungen Hans Luther in sein Exemplar des Tacitus hineinschrieb. Es lautet in Oberheys vortrefflicher Übersetzung:

Wonnig ist es, sich zu senten
In der Heimat ferne Zeit
Und die Seele hinzulenten
Auf der Väter Tapferkeit.

Laß zum Eifer dich ermahnen,
Der du eines Helden Sohn,
Und beschaue deutscher Ahnen
Streiternut als Knabe schon.

Sieh zurück auf jene Tage,
Wo sich Hermanns Schwert erhob,
Und nach einem Riesenschlage
Unsrer Feinde Joch zerstob.

So gebührt sich einzusetzen
Alles für das gute Recht,
Wenn dies Kleinod zu verlesen
Sich der Übermut erfrecht.

Wär ein Hermann vom Geschicke
Deinem Vater beigezelt,
Würde jetzt mit gleichem Glücke
Unsrer Dränger Macht zerschelt.

In Melanchthons Hause steht aber nicht nur der Gelehrte vor unsrer Seele, sondern auch der Familienvater. Daß Melanchthon überhaupt eine Häuslichkeit hatte, war vor allem Luthers Verdienst. Als junger Professor pflegte Melanchthon zu sagen, heiraten sei zwar schön, aber nicht heiraten noch schöner, weil man so mehr Zeit zum Studieren übrig behalte. Da fand Luther schon im Jahre 1520, daß sich der Freund durch zuviel Arbeit zu Grunde richten werde, wenn er nicht eine Gefährtin und Pflegerin erhalte. Halb widerwillig entschloß sich endlich Melanchthon am 25. November 1520, der zierlichen Tochter des Wittenberger Bürgermeisters, Katharina Krapp, die Hand zum Ehebunde zu reichen. Ein lateinisches Distichon am schwarzen Brette der Universität verkündete den Studenten, daß ihr Professor an diesem Tage seine Vorlesung nicht abhalte. Die Einkünfte des jungen Paares waren sehr bescheiden: hundert Gulden. Dafür aber hatte Melanchthon in der Gestalt seines aus Heilbronn mitgebrachten Famulus Johann Koch ein Faktotum, wie es die moderne Welt nicht mehr kennt: dieser half als Schreiber und Nachschlager bei den gelehrten Arbeiten seines Professors, als Privatsekretär bei der umfangreichen Korrespondenz, er las bei der Morgenandacht den Bibelabschnitt vor, er kaufte auf dem Markte möglichst billig für die Frau Professorin ein, später unterrichtete er die Kinder, korrigierte die Druckbogen usw. Die Hausordnung war streng geregelt. Früh um 3 Uhr trat der Famulus bei Melanchthon ein. Dann wurde gemeinsam geschafft bis 7 Uhr. Danach kam Melanchthon zur Morgenandacht in die Familienstube, von 8 Uhr an las er Kolleg, vor dem Mittagessen aber, von 11 bis

12 Uhr ist er wieder in der Kinderstube. Es ist ein schöner Zug im Wesen der beiden Reformatoren, daß sie gerade der Kinderwelt ein so großes Interesse zuwenden und gerade dem kindlichen Wesen ihre Herzen erschließen: mitten unter den Stürmen des Augsburger Reichstags schrieb Luther von der Feste Koburg den köstlichen, wie aus kindlicher Phantasie gebornen Brief an seinen Sohn „Hänfichen“; und dem gelehrten Melanchthon blieb es unvergeßlich, daß ihm einst sein Töchterchen Anna, als es ihn eines Morgens in seiner Studierstube in Kummer und Thränen fand, diese sorgsam mit der Schürze getrocknet hatte.

Mit Rührung stehn wir in der Stube, wo sich diese kleine Szene zugetragen hat, mit Rührung betrachten wir aber auch die Bettstelle an der Wand, wo Melanchthon, dessen Lebensabend vielfach durch theologisches Gezänk getrübt worden war, am 19. April 1560 sanft und gelind verschieden ist. Auf seinem Schreibtische fand man danach einen Zettel, der uns zeigt, mit welchen Gedanken er sich auf den Tod vorbereitete. Der Zettel trug die Überschrift: Ursachen, warum man sich nicht vor dem Tode entsetzen soll. Darunter stand linker Hand: „Du wirst von Sünden los werden. Du wirst vom Elend und von der Wut der Theologen befreit werden.“ Rechter Hand: „Du wirst zum Licht kommen. Du wirst Gott sehen. Du wirst den Sohn Gottes schauen. Du wirst die wunderbaren Geheimnisse lernen, die du in diesem Leben nicht verstehen konntest, warum wir geschaffen sind, welches die Verbindung der zwei Naturen in Christo sei.“

Nachdem wir Luthers und Melanchthons Behausung gesehen haben, führt uns der Drang des Herzens zu ihren Gräbern, in die Schloßkirche. Wir gehn dabei noch einmal über den schönen, mit Luthers und Melanchthons Denkmälern geschmückten Markt, auf den die gedoppelten Türme der ehrwürdigen Stadtkirche herunterschauen, und erreichen durch die Schloßstraße das am Südostende der Stadt liegende Gotteshaus. Wir gehn an dem Portale vorüber, an das Luther seine Thesen angeschlagen hat, aber es ist leider nicht mehr die alte ehrwürdige Holzthür, die am 13. Oktober 1760 verbrannte, sondern wir sehen an ihrer Stelle kostbare bronzene Thürlügel, die den Wortlaut der 95 Thesen in gotischer Schrift tragen, eine Stiftung Friedrich Wilhelms IV. An das sehr lange und schmale Haus der Kirche lehnt sich der gewaltige, die Umgebung und das ganze Stadtbild von Wittenberg beherrschende Turm, 88 Meter hoch. Die jetzige Gestalt der Kirche ist das Ergebnis der nach den Plänen des Geheimen Oberbaurats Adler vollzogenen, im Jahre 1892 abgeschlossenen Erneuerung. Dabei ist namentlich der Turm wesentlich verändert worden. Der alte Stumpf wurde zunächst in Sandstein bis zu 50 Metern Höhe aufgemauert. In dieser Höhe wurde ein Mosaikband um das Gemäuer gelegt mit der weithin lesbaren Inschrift: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Dann folgt eine gotische Galerie mit Wimpergen und Fialen, darüber eine kupfergedeckte Kuppel und endlich eine mit hoher Spitze und vergoldetem Kreuz bekrönte gotische Laterne. Ich kann diesen Turmbau trotz der Schönheit mancher einzelner Bauglieder nicht schön finden; die reiche Ornamentierung des obern Drittels stimmt nicht recht zu der Kahlheit der untern Teile, außerdem widerspricht die runde Form des Turms und der Kuppel dem Grundprinzip der Gotik. Weit mehr würde mir die Wiederherstellung der ursprünglichen Form des Turmes gefallen haben, wie sie uns Lukas Kranach überliefert hat.

Um so uneingeschränkter muß die großartige Erneuerung des Innern gelobt werden. Das kunstvolle Netz des Gewölbes und die Pfeiler strahlen in den frischen Farben einer geschmackvollen Bemalung, vor allem aber wird die Wirkung des herrlichen Raumes erhöht durch die Glasmalerei der Fenster und durch die ringsumher an den Pfeilern stehenden Säulen mit den Statuen

der Reformatoren. Freilich die Predigt, die ich zu hören bekam, entsprach meinen Erwartungen nicht — es mag auch schwer sein, an dieser Stelle zu predigen, wo sich der Hörer unwillkürlich einen Abglanz lutherscher Wärme und lutherschen Geistes verspricht. Aber nach dem Gottesdienste, während der Künstler zahlreichen andern Fremden die Reliefsplatten Friedrichs des Weisen und Johannis des Beständigen von Peter und Hans Vischer in Nürnberg, das interessante Grabmal des Juristen Henning Göde u. a. erklärte, gelang es mir, in der Nähe der Kanzel sitzend ein stilles Feierständlein an den einander gegenüberliegenden Gräbern Luthers und Melanchthons abzuhalten. Die Herbstsonne schien durch die bunten Scheiben der riesigen Fenster und erfüllte die Halle mit farbigen Lichtern, die auf den Bildsäulen und Grabplatten hin und her liefen. Ich mußte daran denken, wie ich wenig Jahre zuvor in der kalten Marmorpracht der Peterskirche zu Rom unter einer vieltausendköpfigen Menge, durch die reich geschmückte Bischöfe und Kardinäle mit ihrem geistlichen Gefolge ab- und zungen, die große Lamentation des Karfreitags gehört und vergebens versucht hatte, mich zur Andacht zu stimmen. Hier war mirs heimelig und heimatlich, und alle die Eindrücke, die ich von Luther und seinem Kreise und von den sächsischen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts auf meinen kursächsischen Wanderungen in mich aufgenommen hatte, flossen hier an geweihter Stätte zu der klaren Empfindung zusammen, daß das Reformationswerk dieser Zeiten, in seinem weitesten Begriffe genommen, wie es einen neuen Glauben und eine neue Bildung, eine neue Kirche und Schule, eine neue Kunst und schließlich auch den neuen Staat geschaffen hat, die größte Leistung ist, auf die das deutsche Volk zurückschauen darf.

Aber dieser Rückblick von der Gegenwart in die Zeit der Reformation führt nicht über eine zusammenhängende Fläche kontinuierlicher Entwicklung, sondern auch an eine tiefe Schlucht, in der finstere Wasser rauschen, über die nicht breite Brücken, sondern nur ein schmaler Steg zu den sonnenbestrahlten Gefilden der Reformationszeit hinüberführt. Das frische, gemüthstiefe, deutsche Leben, das in Wittenberg und in den sächsischen Landen unter Luthers und Melanchthons Augen zu Tage getreten war, beginnt noch vor Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts in seinem Urquell und auch da, wohin es wachstumweckend gedrungen war, zu versiegen und stirbt in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts vollends ab: statt des lebendigen Glaubens stoßen wir auf ödes dogmatisches Gezänk und auf wüsten Aberglauben, statt froher Wissenschaft finden wir toten Formelkram, statt der klaren, edeln Prosa Luthers finden wir unerträglichen Schwulst und Sprachmengerei, statt einer volkstümlichen deutschen Dichtung zopfige Gelehrtenpoesie nach fremden Mustern, statt des absoluten Staats Rückfall in das ständische Regiment. Woher dieser lebentötende Rückschlag? Nicht die Gegenreformation, nicht der Dreißigjährige Krieg haben ihn hervorgerufen, man muß eher sagen: die Gegenreformation und der Dreißigjährige Krieg waren im deutschen Reiche nur dadurch möglich, daß die evangelisch-libertätlich-nationale Bewegung im Sterben lag. Wo liegen die letzten Gründe dieser Erscheinung?

Drei Ursachen — es giebt natürlich auch noch andre — stehn mir besonders klar vor der Seele: das Scheitern der großen Bauernbewegung, die falsche Überspannung des humanistischen Bildungsprinzips und die schrankenlose Entfesselung des Teufels- und Dämonenglaubens.

Luther war eines Bauern Sohn, und mit ihm waren es viele der besten und größten Geister der Reformationszeit. Schon damals scheint das in mehreren Generationen fortgesetzte Leben hinter den engen, dumpfen, pestverseuchten Mauern der Städte der Entwicklung des Menschen nicht günstig gewesen zu sein, dagegen war gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der edelste und begabteste Nachwuchs der Nation aus dem auf-

strebenden Bauernstande hervorgegangen; dieser aber sank nach den Greueln der Bauernkriege (1525) in weit schlimmere Unfreiheit, teilweise auch in Rohheit und Unwissenheit zurück. Der Zuzug emporstrebender Bauernfamilien nach den Städten wurde durch die Erbunterthänigkeit unter die Gutsherrschaft fast verhindert, den begabten Söhnen des Bauernstandes war der Weg zur höhern Bildung fast abgeschnitten.

Noch gefährlicher für die Zukunft der Nation war die falsche Überspannung des humanistischen Bildungsprinzips. Das Studium der klassischen Sprachen ist seiner ganzen Natur nach nur für eine geistige Aristokratie bestimmt, niemals darf es zum Gegenstande der Volksbildung gemacht werden. Aber in der frischen Freude über die wiedergewonnenen Schätze wollte man möglichst viele daran teilnehmen lassen, überzog man das ganze Dasein mit einem antikifizierenden Firnis. Melanchthon selbst mit seinen etymologischen Spielereien, durch die Urdeutsches für Griechisches ausgegeben wird — s. 1902, I, S. 92 —, trägt daran eine gewisse Schuld; aber er hat doch immer das nationale Wesen neben dem antiken gepflegt und vor der rein formalen Bildung ihren Inhalt betont. Als aber nicht nur in den größern Städten, sondern sogar in den kleinsten Nestern die Lateinschulen empor sproßten, als das Latein nicht etwa nur denen beigebracht wurde, die sich auf Universitätsstudien vorbereiteten, sondern auch dem „Gevatter Schneider und Handschuhmacher,“ als das Heer der *baccalarei*, *cantores*, *ludi magistri*, *rectores* usw. schließlich die ganze männliche Jugend der Städte, stellenweise, z. B. in Nürnberg, sogar die weibliche zu drillen begann, da war natürlich von einem Eindringen in den Geist des Altertums kaum noch die Rede, nur die tote Form wurde eingeblutet, und die Empfindung für das Vaterländische ging zurück, dem deutschen Wesen wurden die Wurzeln abgegraben. Die Alterweisheit der theologischen Haarspalter in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hängt aufs engste mit diesem Geiste zusammen. Und auch auf diesem Gebiete zeigt sich die Verwechslung von Wissenschaft und Volksbildung — die öden Streitigkeiten über Kryptokalvinismus und Flacianismus werden durch den blinden Fanatismus der Kanzeln und Lehrstühle in die untersten Volksmassen hineingetragen und zerrütten hier den frommen Glauben und alle naive Lebensfreude.

Von dieser Beobachtung aus fällt ein eigentümliches Licht auf manche Erscheinungen der Gegenwart. Auch unsre Zeit hat unter einer falschen Anwendung der humanistischen Bildung gelitten, insofern man den Weg für zu viele Berufsarten durch die engen Pforten des humanistischen Gymnasiums hindurch zu zwängen suchte, und indem man das Latein auch an Schulanstalten betreibt, in die es nicht gehört, z. B. an den Lehrerseminarien. Das fördert nur den großen Bildungsmischmasch, an dem unsre Zeit leidet. Für noch weit bedenklicher aber halte ich die Hochschulkurse fürs Volk, in denen auch Arbeiter für Latein und Griechisch interessiert werden sollen, ja in denen sogar die schwierigsten theologischen Fragen über Christi Person u. dgl. von Universitätslehrern vor nicht wissenschaftlich Gebildeten erörtert werden. Die Wissenschaft verliert dabei an Ansehen, und das Volk an Bescheidenheit: beides ist Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie.

Die dritte Ursache des Rückgangs im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert war die schrankenlose Entfesselung des Teufels- und Dämonenglaubens. Seitdem die alten Heidengötter vor dem siegenden Christentum zu Dämonen herabgedrückt worden waren, liegt der Dämonenglaube den Deutschen tief im Blute. Auch Luther war nicht frei davon, er hat zeitlebens mit dem Teufel gerungen, doch behielt in seiner Seele der lichte Gottessohn immer über die Dämonen, von denen er sich umringt fühlte, den Sieg. Verstärkt wurde der Dämonenglaube dieser Zeit noch durch die Bekanntschaft mit den Neuplatonikern, die die Renaissance vermittelte, namentlich mit Plotin und seinen Nachfolgern. Der Fromme rief Gott wider die bösen Geister an: aber es war auch ein um-

gekehrtes Verhältnis denkbar, daß einer sich gegen Gott mit den bösen Geistern verbündete. Das that der geheimnisvolle Doktor Faust, von dem die 1587 in Frankfurt gedruckte „Historia von D. Johann Fausten dem weitbeschreyten Zauberer unnd Schwartzkünstler“ berichtet. Dieses Buch, dessen Erzählungen sich größtentheils in und um Wittenberg abspielen, eröffnet uns einen interessanten Einblick in die Entartung des Wittenberger Geistes, wie sie nach Luthers und nach Melancthons Tode zur Erscheinung kam. Gleich der erste Satz führt uns nach Wittenberg: „Doktor Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen, zu Rod (d. i. Roda) bey Weimar bürtig, der zu Wittenberg ein große Freundschaft gehabt, deßgleichen seine Eltern Gottselige unnd Christliche Leut, ja sein Vetter, der zu Wittenberg seßhaft, ein Bürger und wol vermögens gewesen, welcher D. Fausten auffserzogen und gehalten wie sein Kind . . . ließ ihn auch in die Schul gehen, Theologiam zu studieren, Er aber ist von diesem Gottseligen Fürnemmen abgetreten und Gottes Wort mißbraucht.“ Und wenn wir im zweiten Kapitel des Faustbuchs (S. 185) lesen, wie Faust den Teufel beschwört in „einem dicken Waldt, wie etliche auch sonst melden, der bey Wittenberg gelegen ist, der Speßer Waldt genandt,“ so erkennen wir in dem entstellten Namen doch noch die oben Nr. 22, S. 490) genannte „Specke,“ in der die unfleißigen und weltlich gesinnten Studenten ihr Wesen trieben. In Wittenberg zitiert Faust die Helena vor einer großen Anzahl ihm anhängender Studenten, in Wittenberg führt er mit ihr sein Sündenleben, und in einem Dorfe bei Wittenberg hat ihn schließlich der Teufel umgebracht. Der Wittenberger Faust stellt den durch Legende und Phantasterei vergrößerten schlimmsten Typus des Abfalls vom Geiste der Reformation dar. Nur wenige werden ihm in seinen zum Antichrist führenden Spekulationen gefolgt sein; doch wucherte der Aberglaube statt des Glaubens, die Dämonenfurcht statt der Gottesfurcht schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts allenthalben in den deutschen evangelischen Landen. Die fürchterlichen Hexenprozesse waren die Folge davon; unschuldige alte Weiber wurden verdächtigt, sie hätten mit dem Teufel Umgang gepflogen, und sie wurden so lange den Qualen der gräßlichsten Marterwerkzeuge ausgesetzt, bis sie endlich gestanden. Der Tod in den Flammen des Scheiterhaufens unter den Augen einer schreienden und johlenden Volksmenge erschien den armen Opfern als Erlösung. Die Gefängnisse, Folterkammern und Richtstätten dieser Zeit waren die Orte, wo die unmenschliche Grausamkeit gelehrt wurde, die dann während des dreißigjährigen Kriegs Soldaten und Bauern wechselseitig aneinander übten.

Wir verweilen nicht bei diesen entsetzlichen Bildern, sondern fragen, wann und von welcher Seite die Umkehr zum echten Wittenberger Geiste erfolgte. Da wollen wir auf dem Gebiete der Religion vor allem die Pietisten und die Herrnhuter nennen, auf dem Gebiete des Schönen Klopstock und nach ihm Goethe. Obwohl Goethe nie in Wittenberg gewesen ist, so ist er doch ohne Zweifel der größte Wittenberger Student. Denn keiner der großen deutschen Dichter ist so bei Luther in die Schule gegangen wie er. An Luthers deutscher Bibel und an Luthers Katechismus hat er seine Sprache gebildet; der Geist der Wittenberger Revolutionsjahre hat aus dem jungen Goethe den Götz von Berlichingen hervorgehoben, aus dem alten den Faust. Die ganze Szenerie des ersten Teils, Fausts Studierzimmer, der Spaziergang vor dem Thore, die Gretchenzenen atmen Wittenberger Luft. Wichtiger als diese äußere Verknüpfung ist die innere: als Faust am Abende des Ostertages im Studierzimmer sitzt, wie die Nacht

Mit ahnungsvollem, heiligem Grauen
In uns die bessere Seele weckt,

da bricht er in die schönen, an Luthers Werk anknüpfenden Verse aus:

Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt
Als in dem Neuen Testament.

Mich drängts, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Freilich sein Doktor Faust wandelt dann Wege, die der fromme Luther nie gutgeheißen hätte; aber über den Faust des Volksbuchs und über die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts ist doch der Goethische Faust unendlich hinausgehoben durch die immer wieder hervorbrechende Sehnsucht nach Thätigkeit im Dienste der Menschheit und nach Erlösung. Und wenn uns auch der Schluß der Dichtung etwas katholisch anmutet — weil Goethe den läuternden Einfluß des Weibes außer in Gretchen in der Himmelskönigin Maria symbolisieren zu müssen glaubte —, so reden doch die entscheidenden Worte, in denen Fausts Rettung verkündet wird, nicht bloß von der Werkheiligkeit, sondern auch von dem Hinzukommen der erbarmenden Liebe:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Der evangelische Christ wird hier einen deutlichen Hinweis auf die erlösende Macht des Glaubens vermissen. Und es ist wahr — so wenig Goethe Atheist oder Pantheist war, sondern einer, „der sein religiöses Empfinden und Handeln mit der Bibel in völliger Einstimmung wußte, dem die Gottheit die ewige Liebe bedeutete,“ so gewiß war er auch kein gläubiger Christ im Sinne Luthers. Dieser Glaube lag nicht in seiner Zeit und in seinen Verhältnissen, am wenigsten im Geiste der Romantik, die ihn in seinen höhern Lebensjahren beherrschte. So hat er zwar „zeitlebens im Bannkreise der Lutherbibel gestanden,“ aber sich bis zu Luthers Glaubenszuversicht durchzuringen blieb ihm versagt.

Dagegen war dem größten Deutschen, der nach Goethe gelebt hat, Bismarck, während seines Mannes- und Greisenalters auch der starke evangelische Glaube der besten Wittenberger Zeit beschieden. In Bismarcks Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion zeigen sogar deutlich, daß die stärkste Wurzel seiner Persönlichkeit und das Geheimnis seiner tiefsten Wirkung in seinem evangelischen Glauben beruhte.

Als ihn die Berufung nach Frankfurt von der innig geliebten Frau und den Kindern losreißt, schreibt er im Mai 1851: „Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschneidet, wie er es braucht.“ Auch das folgende Jahr scheint die ersehnte Vereinigung der Familie nicht zu bringen; da schreibt er an die Gattin: „Ich habe das feste Vertrauen, daß der Herr unsre Gebete erhören und uns nicht trennen wird. . . . Mir ist die glückliche Ehe und die Kinder, die mir Gott geschenkt hat, wie der Regenbogen, der mir die Bürgschaft der Versöhnung nach der Sündflut von Verwilderung und Liebesmangel giebt, die meine Seele in frühern Jahren bedeckte. . . . Die Gnade Gottes wird meine Seele nicht fahren lassen, die Er einmal angerührt hat, und das Band nicht zerschneiden, an dem er mich vorzugsweise gehalten und geleitet hat auf dem glatten Boden der Welt, in die ich ohne mein Begehren gestellt bin.“

Und im Jahre 1859 in trüber politischer Lage schreibt er: „Gott, der Preußen und die Welt halten und zerschlagen kann, weiß, warum es so sein muß, und wir wollen uns nicht verbittern gegen das Land, in welchem wir geboren sind, und gegen die Obrigkeit, um deren Erleuchtung wir beten. Nach dreißig Jahren, vielleicht viel früher, wird es uns eine geringe Sorge sein,

wie es um Preußen und Osterreich steht, wenn nur Gottes Erbarmen und Christi Verdienst unsern Seelen bleibt. Ich schlug mir gestern abend beliebig die Schrift auf, um die Politik aus dem sorgenvollen Herzen los zu werden, und stieß mit dem Auge zunächst auf den 5. Vers des 110. Psalms. Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasservogel, und das Meer bleibt. Was sind unsre Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt, oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt.“

Diese Sätze könnten statt in dem Briefe eines preussischen Edelmanns auch in einer der Predigten Luthers stehn — doch wir wollen nicht auf einen schalen Vergleich des Wittenberger Doktors mit dem Schönhäuser Deichhauptmann hinauskommen, die beide zeitlebens „mit Rotten und Teufeln kriegen und zu Felde liegen“ mußten —, aber soviel muß gesagt werden, daß der Staatsmann Bismarck nicht denkbar wäre ohne den evangelischen Christen in ihm — das beste von dem, was Bismarck gesagt hat, und wie er es gesagt hat, das ist doch schließlich Geist von Luthers Geist und Wort von Luthers Wort.



Zur Geschichte des Intelligenzwesens



ie Zeit der Intelligenzblätter spielt in der Geschichte des ältern Zeitungswesens eine bedeutende Rolle. Mehr als ein Jahrhundert lang stand das Intelligenzwesen in voller Blüte und nahm die Stellung ein, die heute Annonce und Reklame haben. Freilich zeigt es sich so sehr als ein echtes Kind des absolutistischen achtzehnten Jahrhunderts, daß es bei dem ersten frischen Luftzuge der neuen Zeit zerfiel, aber gerade deshalb ist seine Kenntnis für die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wertvoll.

Das Intelligenzwesen tritt in zwei Formen auf: in dem Intelligenzkontor und dem Intelligenzblatt. Anfangs war das Kontor von dem Blatte getrennt, späterhin finden wir sie immer vereinigt. Die Idee des Intelligenzkontors stammt aus Frankreich, von dem Vater Montaignes. In dem *D'un défaut de nos polices* überschriebnen Kapitel seiner Essays erzählt Montaigne: „Mein seliger Vater . . . sagte mir ehemals, daß er gern in den Städten eine Einrichtung verwirklicht gesehen hätte, wonach die Leute, die irgend eine Sache nötig hätten, an bestimmten Stellen bei einem dazu bestellten Beamten eine entsprechende Eintragung machen könnten, etwa in der folgenden Weise: Ich habe Perlen zu verkaufen. Ich suche Perlen zu verkaufen. Der und der wünscht Gesellschaft zur Reise nach Paris. Der und der suchen einen Bedienten mit den und den Eigenschaften, der und der einen Lehrer, der und der einen Arbeiter; kurz, der eine dies, der andre das, jeder nach seinem Bedarf.“ Obgleich diese Worte schon 1580 bekannt waren, wurde das erste Intelligenzkontor mit ausdrücklicher Berufung auf diese Stelle Montaignes erst im Jahre 1631 durch den Pariser Arzt Theophraste Renaudot in seinem Bureau d'Adresse gegründet. Anfangs sah Renaudot, dessen ganzes Streben auf eine Besserung der Armenzustände hinausging, in seinem Bureau d'Adresse wie in dem gleichfalls von ihm ins Leben gerufenen Pfand- und Leihhaus nichts andres als ein Mittel, das Elend der Armen zu lindern. Nach seiner Idee sollten vor allem die Armen und Arbeitslosen Gelegenheit haben, durch sein Bureau Beschäftigung und Unterhalt zu finden. Aber diese Institution wuchs sich